

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 11

Artikel: Kann ein schweizerischer Schriftsteller vom Ertrag seiner Feder leben?
: Weitere Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KANN EIN SCHWEIZERISCHER SCHRIFTSTELLER VOM ERTRAG SEINER FEDER LEBEN?

WEITERE ANTWORTEN
AUF EINE RUNDFRAGE

Ein schweizerischer Schriftsteller? Es kommt ein wenig, kann sein ziemlich viel, drauf an, was er schreibt. Vielleicht, ich weiss es nicht, gibt's da irgendein einträgliches Feld. Jedenfalls sieht man, dass gewisse Romane und sonstige Geschichten, in wirtschaftlicher Hinsicht wenigstens, ihr Glück machten, weil sie dem Zeitgeschmack der breiten Leserschaft zusagten. Ja, es kommt vor, dass es selbst wertvolle Erzählungen wirklicher Dichter nach und nach zu einem finanziellen Erfolg bringen. Das fast Unglaubliche gab es sogar, dass wahrhafte Poeten in ihren Anfängen weitherum gelesen wurden. Die schweizerischen Schriftsteller, die ihre Werke in unserem Land verlegen lassen, haben es auf jeden Fall schwer, über die unsichtbare Mauer nach Alddeutschland zu gelangen.

Nach meinen Erfahrungen kann sich ein freier Schriftsteller, gar wenn er ein Dichter ist, mit der ausschliesslichen Betätigung in dieser Richtung nicht durchhelfen. Er bringt's, hauswirtschaftlich betrachtet, zu nichts, nein, er kann sich mit seiner Familie kaum durchschlagen, wenn er noch so bescheiden lebt und auf allerlei seiner Musse, seinem Herzen Wohlbekömmliches verzichtet. Auch ohne Familie dürfte es ein Dichter keineswegs leicht haben, durchzukommen. Selbst wenn sich ein Erfolg in den Einnahmen gleich bei seinem ersten Buch oder auf der Bühne einstellt, hat er keine Gewähr, dass das auch für Künftiges andauert. Ist er aber auf das Einkommen aus Büchern angewiesen, die keine oder spärliche Auflagen machen, so bleibt er, auch bei allfälliger sonstiger poetischer Kleinarbeit, geldnötig und arm wie Hiob.

Er hat dann nicht einmal wie dieser oder ein unberufener Makulaturmacher einen Misthaufen, auf den er sich setzen kann. Es war aber einmal ein echter, ein grossartiger Märchendichter im Schweizerland. Lange, lange wanderte er recht einsam und ziemlich unbeachtet durch den Krüppelwald der Welt. Als er aber hochbetagt war, geschah das Merkwürdige: Eines Tages kamen die wuchtigen Spiele des nobelpreislichen Nordlichts über ihn und entrückten ihn den Schatten des Alltags. Will ein junger Dichter vielleicht seine Barfüsse nach den Spielen jener Mitternachtssonne wandern lassen?

Ein junger Schweizer, der das heilige Feuer in sich hat, ja, wird und muss es wie jeder hierfür Gezeichnete, mit der Schriftstellerei versuchen. Er hätte wohl seiner Umwelt, vielleicht der Welt, gar viel Schönes und Gutes zu schaffen, zu schenken. Er muss aber auch zu leben haben, recht zu leben. Es kann sein, er hat oder er bekommt die Mittel dazu. Liegt's nicht so und will er dennoch nur Schriftsteller oder gar Dichter sein, so kann er immerhin mit Hutten sagen: « Ich hab's gewagt! » Wenn nur der Schlussvers dann nicht so oft hiesse: Gott sei's geklagt! « Sehe jeder wie er's treibe. » Es ist kaum denkbar, für junges Vollblut dieser Art den Wegzeiger zu machen, so fruchtbar und beglückend es anderseits wohl werden könnte, hilfreicher Wegwart zu sein.

Mit dem Journalismus mag es etwas anders aussehen. Ich kann's nicht genug beurteilen. Ich war freilich auch eine zeitlang Redaktor. Es sagte mir nicht besonders zu; man muss auch dafür geboren sein. Elefanten fing ich dabei



Meinrad Lienert

auch nicht. Jedenfalls gibt's aber dort irgendwie einen nicht hoch genug zu schätzenden Quartalzapfen.

Meinrad Lienert

Es ist schwer, einem Menschen in seiner Arbeit etwas zu raten und am schwierigsten wohl einem Künstler, der doch sozusagen mit Kräften arbeitet, die sich der analytischen Erklärung noch immer entziehen. Ob er zu seinem Beruf stehen, ihn also ausüben soll, ist eine Gleichgewichtsfrage zwischen seinem Empfinden und seinem Verstand. Ist beides in ihm stark entwickelt, so ist er ein grosser Künstler. Ist das Empfinden stärker, so ist er ein mittelmässiger Künstler. Ist aber der Verstand stärker, so ist jene unwissende Zeugung, jene unschuldige Fruchtbarkeit des Schaffens doch sehr in Frage gestellt. Für den Entschluss zur freien musischen Existenz wird jedoch nicht zum vornehmerein die Erfolgsfrage letztlich entscheidend sein



Cécile Ines Loos

müssen, sondern : die Notwendigkeit. Das was der Engländer mit « Write or burst » ausdrückt, das heisst, man sollte nur schreiben, wenn man nicht mehr anders kann.

Besser nun als mit seiner Produktion den näheren Bekanntenkreis zu belästigen, besser als verständnissuchend bei Freunden hausieren zu gehen mit seinen Arbeiten, ist es wohl, sich einem Verleger anzuvertrauen, sein Werk dem Markt und damit allen unheilvollen Einflüssen zu übergeben. Dabei ist es unumgänglich, die zarte Bindung zum Werk zu lösen, die in dem Augenblick eben vernichtet ist, in welchem es der Oeffentlichkeit übergeben ist. Das Ideal des nur im Umkreis der Freunde Schaffenden, für die Welt anonymen Dichtertums ist heute wohl endgültig zu begraben. Es fehlen dazu in erster Linie die grosszügigen Mäzene. Wie sehr es zu bedauern ist,

dass dieses verborgene und wenigstens für die Lebenszeit des Dichters der weiteren Oeffentlichkeit vorenthaltene Schaffen nicht mehr möglich ist, ergibt sich aus der Ueberlegung, dass gerade die wesentlichsten Werke der Literaturen aus der sehr subjektiven Lage eines Menschen stammen, welche, wenigstens für den Anfang nicht, kaum die Anwesenheit von Zeugen erträgt. Diesen Schauplatz der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, ist letztlich ein Verrat, bedingt durch wirtschaftliche Not oder die Motive des Ruhms, wenn auch in manchen Fällen die Idee einer humanen Mission zur Veröffentlichung mitwirken mag. Gerade dieses letzte Motiv deutet aber auf einen neuen Umstand hin : dass mit dem nun notwendigen Weg zum Verleger und damit zur Oeffentlichkeit ein weit grösseres Verantwortlichkeitsbewusstsein den Entschluss zum dichterischen Schaffen bestimmen sollte. Besteht dieses Verantwortungsgefühl, so ist der Weg zum Verleger glücklicherweise nicht mehr das unumgängliche Uebel, sondern beide, Verleger und Dichter, ergänzen sich im Dienst an einer humanen Idee.

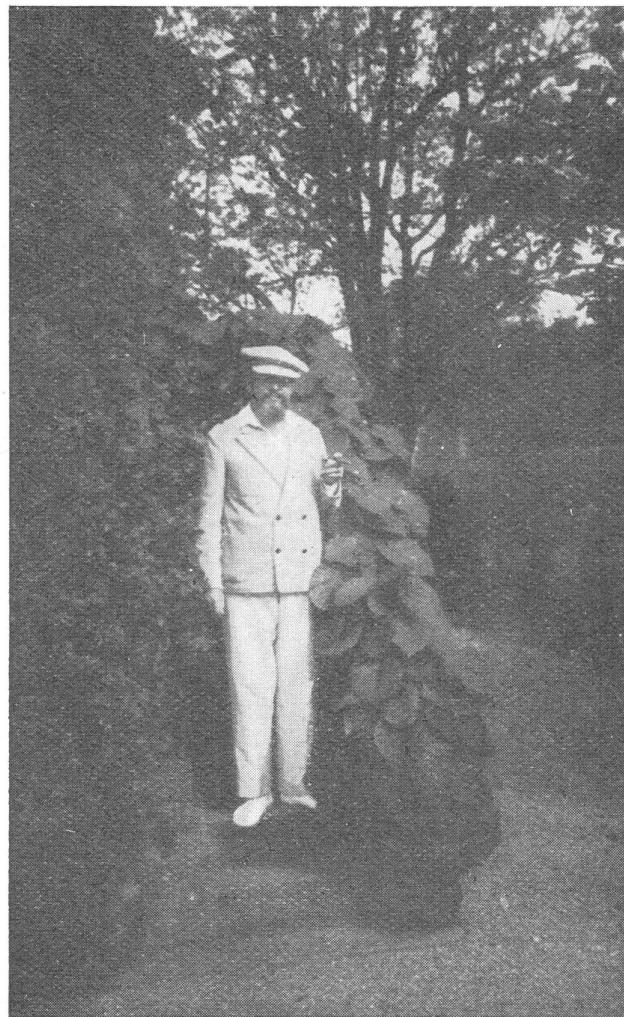
Auf alle Fälle ist der Erfolg des freien Schaffens eine Lotterie — auch für den Verleger. Für den Dichter gilt : Man kann nicht zu gleicher Zeit auch noch ein « Staatsangestellter » sein. Kann er aber ebensogut ein Staatsangestellter als ein Dichter sein, dann soll er um Gotteswillen dabeibleiben und sein geregeltes Gehalt aus unerschöpflichen Kassen beziehen. Aus des Sängers Lohn zu leben vermag nur der, der auf der letzten Saite seines Herzens spielt.

Cécile Ines Loos

Ihre Anfrage beantworte ich in der Hoffnung, über dieses Thema künftig keine Privatbriefe mehr schreiben zu müssen.

Ein schweizerischer Schriftsteller konnte und kann immer noch als Journalist sich durchschlagen: nämlich — sofern er Talent hat und keine grossen Ansprüche macht — *sich allein*. Falls er aber heiraten und eine Familie gründen will, so soll er sich klar sein darüber, dass er dann zum allermindesten auf *einen* Luxus verzichten muss: auf den Luxus, eine eigene Meinung zu haben. Eigene Meinungen sind in der Schweiz nicht beliebt und meistens erst dann widerwillig geduldet, wenn das Ausland ihnen Beifall geklatscht hat (was oft etwas lange dauert und durchaus nicht immer Geld einbringt!).

Freilich dürfte sich in den Jahren der Berufswahl kaum einer damit zufrieden geben, von Anfang an schlecht und recht, ein Schreiberknecht zu werden, der das Neue, das ihm die Welt darbietet, wider spiegelt und sich strenge davor hütet, selber Neues zum Besten geben zu wollen; die den Pubertätsjahren eigene typische « Versuchung zur Künstlerschaft » lässt gar manchen sich für einen Dichter halten, der bald einmal noch so froh ist, im Journalismus landen zu können (ähnlich wie so viele Solistenträume im Orchester zur Ruhe kommen). Ein Autor aber — selbst wenn er als richtiger Konjunkturritter nur das zu schreiben sich vornimmt, was das Publikum lesen will — kann des materiellen Erfolges schon sehr viel weniger sicher sein als der gleich eingestellte Journalist; denn in unserer Welt, die mit jedem Jahrzehnt mehr zu einem Mechanismus des Teufels wird,



Konrad Falke

darf man bald ohne allzu grosse Übertreibung sagen: « Ein Buch wird entweder von allen oder von keinem gelesen! » Ob man aber der von allen gelesene Autor sein wird, das ist so ungewiss wie die Ziehung des grossen Loses und hängt jedenfalls nicht allein von der Qualität des Werkes ab, sondern vor allem von der inkommensurablen potentiellen Einstellung des Publikums, welche « bei Anlass » eines solchen Werkes plötzlich aktuell wird.

Selbst Autoren, die gut und viel schreiben und nicht nur gelesen, sondern auch

gekauft werden, können sich darum noch lange keine irdischen Schätze sammeln; und wer für das Theater schreibt, der wird sich sogar bis zur Aufführung auch noch um den Kontakt mit der Öffentlichkeit betrogen sehen (denn gedruckte Dramen « werden grundsätzlich nicht besprochen »). Sitzt aber einmal einer als Korrespondent oder Redaktor in einer festbesoldeten journalistischen Stellung, so muss er schon die Kräfte eines Herkules haben, wenn er ausser für den Tag auch noch für das Jahrhundert sollte arbeiten können: er bleibt meistens in einem tragischen Zwiespalt zwischen Wollen und Müssen stecken! Obschon das dichterische Schaffen durchaus keine Sonntagnachmittagsarbeit ist, wie viele brave Bürger glauben, so dürfte es doch neben jeder indifferenten, aber lukrativen Tätigkeit immer noch besser gedeihen als neben der journalistischen, die wie kaum eine zweite die Nerven und nicht selten auch den ganzen Menschen aufreibt.

Man hat dieses Los des Schriftstellers schon oft als Ungerechtigkeit beklagt, wo es doch nur eine Selbstverständlichkeit darstellt, dass, je mehr einer Führer und eben darum seiner Zeit voraus ist, um so weniger seine Zeit selbst ihn schon zu erkennen und anzuerkennen, geschweige denn angemessen zu belohnen vermag. Darum sollte derjenige, der eine Lebensaufgabe als Schriftsteller vor sich zu sehen glaubt, auch noch ein weiteres wissen: Nicht nur kann man nicht der Muse dienen und dem Mammon zugleich; sondern selbst dort, wo die Frage des Mammons in irgendeiner Weise gelöst ist, gibt es noch genug Lebensschwierigkeiten, zu deren Überwindung etwas anderes als nur hoffnungsvolle Jugend not

tut! Nämlich der Verzicht auf fast alles das, was den verehrlichen L e s e r n am Herzen zu liegen pflegt.

Auch die Qualität erster Jugendarbeiten beweist nicht das Geringste: So viele Wunderkinder und Geniejünglinge sind schon im Handumdrehen brave Philister geworden; während es umgekehrt nicht an Beispielen solcher mangelt, für welche Spittelers Wort zutrifft: « Die stärksten Seelen geh'n am längsten fehl. » Schliesslich kommen wir alle vom Dilettantismus her; es fragt sich nur, ob und wann und wie weit wir über ihn hinauskommen — und darüber können in jedem einzelnen Fall höchstens selbstsichere Schulmeister ein Urteil zu fällen sich getrauen.

Der Beruf des Schriftstellers (den Titel « Dichter » teilt die Nachwelt aus) ist ein idealer Beruf; und darum ist es auch ganz in der Ordnung, dass er materiell ein Wagnis darstellt und ein Risiko bedeutet, das noch immer keine Versicherungsgesellschaft übernehmen will. Ältere Semester können nichts Besseres tun, als jungen Anwärtern alle diese Schwierigkeiten vor Augen führen und ihnen im übrigen den Trost verabreichen, dass schon allein die Kraft, mit welcher sie sich nicht nur in der ersten Begeisterung, sondern dauernd und bis zum Ende ihnen gegenüber zu behaupten vermögen, kein geringes Zeugnis ablegt für die Stärke der Begabung, deren sie sich zu erfreuen glauben. Für alle andern Berufe kann man eines schönen Tages Examina machen und sich mit dem erworbenen Fakkel « etablieren »; für den Schriftsteller stellt das L e b e n s e l b s t das beständige examen rigorosum dar...

Konrad Falke

Man kann sich durchschlagen. Am leichtesten, rein finanziell gesehen, wenn man nicht heiratet. Oder heiratet und auf Kinder verzichtet. Und wenn man nicht aufs Heiraten und nicht auf Kinder verzichtet, nun, dann ist's in wirtschaftlicher Hinsicht etwas schwerer, vorausgesetzt, dass man sich nicht in eine reiche Frau verliebt hat.

Wenn ich auf 25 Jahre Schriftstellerei zurückschau — nur fünf Jahre erfreuten sich einer fixen Besoldung — so hat mir die rein literarische Tätigkeit jährlich durchschnittlich 2000 Franken eingebracht. Maximum 12,000, Minimum 150 Franken (einhundertfünfzig). Wer jedes Jahr einen Roman schreibt und ihn in einer deutschen Zeitschrift unterbringen kann, ist gerettet. Ein seltener Fall. Aber warum sollen Sie nicht gerade der sein, dem das gelingt?

Da man von 2000 Franken nicht leben kann, wendet man sich dem Journalismus, der Filmmitarbeit, der Reklame zu. Man hält Vorträge. Und so kann man leben. Man könnte noch besser leben, wenn in der Schweiz die Feuilleton-Mitarbeit im allgemeinen nicht so schlecht bezahlt würde. Und wenn nicht die «N. Z. Z.» die einzige Zeitung wäre, die einen Romanabdruck anständig honoriert.

Erfreulich die Tätigkeit der Schillerstiftung, der Werkbeleihungskasse des Schweizerischen Schriftstellervereins und die Literaturkredite einiger Kantone.

Wohlauf denn! Wer einen «freien» Beruf ergreift, muss Gottvertrauen haben. Man lebt von der Hand in den Mund. Dazu braucht es einen gewissen Glauben an die Barmherzigkeit des Lebens und einen nicht unbedeutenden Optimismus. Wenn Sie das haben und dazu



Felix Moeschlin

noch eine mutige Frau als wahrhaftigen Kameraden, gut. Ich persönlich gäbe die Freiheit nicht hin für die Sicherung. Und meine Frau ist der gleichen Meinung.

Felix Moeschlin

Ob und wie? Viel gefragt! Und du sagst nicht einmal, was du schreiben willst: ob Dramen oder Romane, oder gar Verse? Oder alles mögliche? Weisst du: Am besten etwas Wildwestliches, Räuberhaftes, Abseitiges, oder etwas Erotisches (wohlverstanden, nicht gesund Erotisches!) sondern — du verstehst mich — oder etwas für die «reifere Jugend», ihre Nöte, und wie sie sich von der Tyrannei der verkalkten Alten und der blöden Moral befreien kann. Das zieht jetzt. Aber dann musst du jedes Jahr etwas Neues bringen;



Josef Reinhart

denn die Probleme, die eben Mode sind, veralten heute so rasch wie die Mode selber, und die Buchhändler lachen über dich, wenn du auf ein Buch hinweisest, das vom Vorjahr stammt. Aber ob du das aushältst : jedes Jahr deinen Roman zu schreiben, morgens von 9—12 und nachmittags von 3—5 ? Graut dir nicht davor ? Immer Tinte ! Immer Feder oder Maschine ! Immer Probleme — nie mehr problemlos, frei und unbeschwert durch die Wiesen schlendern, auf den Hügeln stehen, an Waldrändern rasten, über Höhen schweifen, nie mehr singen, lachen, tanzen ? Und ob unsere Herrlichkeit noch so lange anhält, als Probleme abzuspulen sind ?

Doch ich komme ganz von meinem Thema ab ! Ich kenne dich ja gar nicht. Vielleicht — und ich hoffe es — sagst du : Was kümmert mich die Mode, was

kümmert mich, was heute zieht ? Was kümmern mich Probleme ? Ich liebe mein Land, mein Volk, und ich sehe, wie es lebt und leidet, wie es im Trüben, Flachen wandelt, und Zeit und Kraft und Freude verkitscht ? Und ich muss ihm zeigen, ihm, mit dem ich aufgewachsen bin, das ich verstehe aus der innersten Falte der Mutterseele heraus, ihm muss ich zeigen, wie es werden könnte : schön und gross und froh und glücklich, weil es sehend geworden, helläugig, bewusst, beweglich, aber wieder voll Ehrfurcht und Ahnung vor den Dingen, die immer hinter den Menschen stehen. Wenn es so steht mit dir, dass du musst, dann sag ich dir, deine Frage ist gelöst; denn dann wirst du ja nicht einzig Schriftsteller sein von früh bis spät, hinter deinem Schreibtische; nein, dann musst du ja immer wieder hinaus, dein Brot verdienen, mit den andern die Hacke heben, mit ihnen die Säge führen oder Schrauben spalten an der Maschine, sonst verstehst du ja ihre Not nicht, ihre Sehnsucht, ihre Lust ! —

Ob du dich dann durchbringen wirst, und wie, das kann ich dir leider nicht sagen. Wahrscheinlich wirst du deine Bohnen manchmal ungeschmalzen essen, wie einst dein Vorfahr Pestalozzi, besonders wenn du dir — wie es immer noch vorkommt — ein ernstgemeintes Weibchen nimmst. Aber wenn sie dich versteht, wird sie dir das Gärtchen graben helfen — und — jetzt kommt die Hauptsache, das Entscheidende : wenn es sich nach Jahren weist, dass du ein Gotthelf bist, ein neuer Zeitgeborner, dann müsste der Teufel im Spiele sein, oder der Staat und die Oeffentlichkeit müssten so vernagelt sein wie jetzt,

wenn sie nicht sagen müssten: Einen solchen Menschen brauchen wir, er ist ein Helfer — er darf nicht hungern.

Josef Reinhart

Sogenannte « arrivierte » Schriftsteller, die Anfängern überzeugende Winke geben könnten, haben wir in der Schweiz kaum zweie. Die Hochkonjunktur für Schweizer Dichter, von der Heer, Zahn, Federer profitierten, ist längst vorüber. Angesichts der katastrophalen Lage des deutschen Buchhandels sind unsere Schriftsteller heute vorwiegend auf Förderung durch einheimische Verleger, Leser und Wohlfahrtseinrichtungen angewiesen. Da erscheint die Hoffnung, sich ausschliesslich durch schriftstellerische Arbeit zu behaupten, nahezu tollkühn. Prüfen wir die Möglichkeiten ohne Teufelsbeschwörung. Wir haben ungefähr ein halbes Dutzend leistungsfähige Buchverleger und ebenso viele Zeitungen und Zeitschriften, die der heimischen Produktion Geltung und leidliches Entgelt zu schaffen willens sind. Setzen wir für jeden Verleger jährlich sechs belletristische Werke, so ergibt das zirka vierzig Bücher, von denen jedoch nur sehr wenige eine zweite Auflage erreichen. Die meisten sind Makulatur. Trotz Schweizerwoche und sonstiger Propaganda für das gute Schweizer Buch ist der Absatz auf Kosten der Modeliteratur kaum mehr wesentlich zu steigern. Die Honorare? Der früher übliche Brauch der Vorhonorierung von 3—5 Auflagen eines literarischen Werkes, wodurch dem Autor ein Rückhalt geboten war, wird nur noch von wenigen Verlegern aufrechterhalten. Hat sich also ein junger unbekannter Autor etwa einen Roman abge-



Paul Ilg

rungen (« Schreibt aktuelle Romane! » schreien Verleger und Redakteure), so wird er zunächst einen Zeitungsabdruck anstreben, der ihm bei uns im günstigsten Falle zweitausend Franken einträgt. Gibt ihm ein splendider Buchverleger noch einen Tausender Vorschuss und hat er dazu das Glück, einen Preis der Schillerstiftung zu erlangen, so ist damit das Bestmögliche erreicht. Was kann einer nun mit 4000 Franken im Jahr für Sprünge machen?

Selbsterhaltung auf rein literarischer Grundlage ist somit so gut wie ausgeschlossen. Ein findiger Kopf, der nicht mit allzu grosser Eigenart belastet ist, wird sich nebenbei als Journalist betätigen, den Massenvertrieb von Kurzgeschichten usw. anstreben und — auch da bittere Enttäuschungen erleben. Das An-

gebot ist heute viel zu gross. Der Merkantilismus im Schrifttum macht rapide Fortschritte. Ueberall verdrängt der grosse Name die besondere Leistung. Wehe dem Anfänger !

Wie sagt der Jasser, der alle Trümpfe in der Hand hat, zu seinen Opfern ? « Ich kann euch keinen guten Brief schreiben ! » Dies alles soll man heute einem Jüngling, den es zur Kunst hinzieht, ehrlich vor Augen führen. Ist er wirklich ein Berufener, hat er des Geistes einen Hauch verspürt, so geht's ihm dabei wie dem Schillerschen « Taucher »: « *Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt*

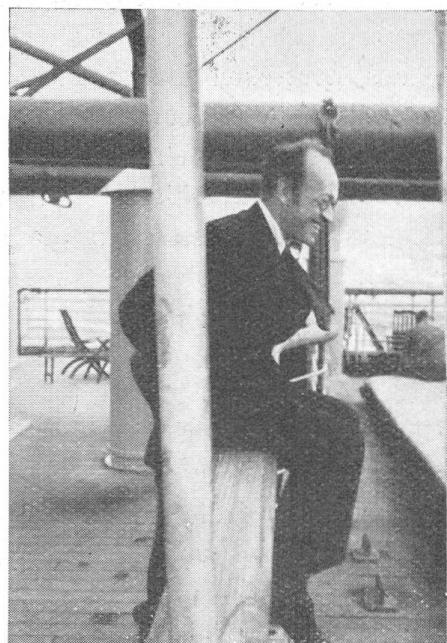
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn —

Ich grüsse dich, junger Freund und Bruder, in Apoll ! Und wenn deine Leier sich unterwegs in ein Kreuz verwandelt, nimm es mutig auf und trag es, lächelnd über den Hohn der Satten, Gerechten, nach deinem Golgatha ! Paul Ilg

Wenn dieser fingierte junge Mann oder diese junge Dame zu mir käme und die formulierte Frage stellen würde, würde ich ihm oder ihr sagen : Mensch, das kann ich nicht wissen. Selbst in Helvetien ist nichts unmöglich. Sollten Sie aber diesen Glauben nicht besitzen, dann wandern Sie aus und erwerben sich ein anderes Bürgerrecht, denn man darf — zumal ein Schriftsteller — darf nur ein Vaterland haben, von dem er überzeugt ist, dass das Unmögliche darin Ereignis werden kann, also auch, dass ein junger Schriftsteller darin sein Brot findet.

Indessen muss ich bekennen, dass ich mich eines groben Fehlers schuldig gemacht habe. Ich verwechselte Schriftstel-

ler und Dichter. Nur ein Dichter muss diesen Glauben an sein Land besitzen. Für einen Schriftsteller ist er durchaus Luxus. Ein junger Schriftsteller kann unbedingt in der Schweiz sich wirtschaftlich durchschlagen. Es frägt sich nur, wieviel er braucht und wie gewandt er ist. Er muss sehr viel gelesen haben und die Fähigkeiten besitzen, seine wenigen persönlichen Erlebnisse nicht in seine Schrei-



Jakob Bührer

berei hineinzubringen. Wenn es ihm gegeben ist, das Papier, das er verschlungen hat, aus seinem Wiederkäuermagen wieder herauszuschlingern, dann hat er durchaus Aussicht, mit kleinen Erzählungen in Familienschriften, harmlosen Gedichten, Plaudereien in Tageszeitungen, 100, sogar 150 Franken im Monat zu verdienen, womit man sich durchhungen kann. Er wird sich so rasch etwas wie einen Namen erschreiben und bald irgendwo als Hilfs- und Feuilletonredakteur und Briefkastenonkel « landen ». An-

ders wenn er ein Dichter ist. Da ist die grosse Wahrscheinlichkeit die, dass er nicht halb soviel kann wie der Schriftsteller. Nicht halb so gewandt schreiben. Was ihm nicht « einspringt », kann er kaum herausarbeiten. Dann fehlt es ihm an Stoff. Er kann nicht, wie der andere, wiederholen und ummodeln, was frühere vor ihm gesagt haben. Er darf nur « Erlebtes » erzählen, gestalten. Er hat aber noch wenig erlebt. Er « weiss » wenig, das macht seine Unruhe, seine Not aus. Er steht mit dem Herzen in all den Dingen, aber er hat noch keine Schau über sie. Was er aber zu sagen hat, bereits zu sagen vermag, das klingt so fremd und unmöglich, dass es die Herren Redakteure nicht aufnehmen können. Die Herren Redakteure können nur aufnehmen, womit die Mehrheit der Leser von vor-

nehrenein einverstanden ist. Alles andere ist « Tendenz ». Sie retournieren also angehenden Dichtern so lange ihre Arbeiten, bis diese tendenzlos geworden sind, das heisst mit der Tendenz der Mehrheit übereinstimmen. Dann haben sie wieder einen Dichter erschlagen. Ich frage mich manchmal, warum es um unseren dichterischen Nachwuchs so dünn bestellt sei, ob es an der natürlichen Veranlagung fehle, ob diese zu oft hingeopfert würde ? Jedenfalls, darüber kann kein Zweifel sein, ein junger Dichter kann sich in Helvetien so wenig wie irgendwo anders durchhauen, er muss als Journalist oder Strassenkehrer sein Brot verdienen, wenn er eines Tages seinem Land zwei, drei Wahrheiten sagen will, und mehr kann man auch von einem wirklichen Dichter nicht erwarten.

Jakob Bührer

